





»Wir befinden uns an einem einzigartigen Punkt in unserer Geschichte.
Nie zuvor war uns so sehr bewusst, was wir unserem Planeten antun,
und nie zuvor hatten wir so viel Macht, um etwas dagegen zu tun.«

Sir David Attenborough

Dieses Buch ist allen gewidmet, die sich für den Schutz
und die Unversehrtheit der Ozeane unseres Planeten einsetzen.
Wir grüßen unsere Vorkämpferinnen und Vorkämpfer für das Meer,
ganz gleich, wie groß oder klein sie sind.

»Was du tust, bewirkt etwas, und du musst entscheiden,
was du bewirken willst.«

Dame Jane Goodall

WILDER OZEAN



PETER UND BEVERLY PICKFORD

WILDER OZEAN

EINE REISE IN DIE UNGEZÄHMTE NATUR DER WELTMEERE

Blackwell&Ruth.

PRESTEL

MÜNCHEN · LONDON · NEW YORK









INHALT

17

EINLEITUNG

25

INDISCHER
OZEAN
WILD COAST, SÜDAFRIKA,
UND DIE KORALLENRIFFE DER
SEYCHELLEN

65

INDISCHER
OZEAN
NINGALOO REEF, CAPE
RANGE UND EXMOUTH-
GOLF, AUSTRALIEN

105

ATLANTIK
JARDINES DE LA
REINA, KUBA

137

NORDPAZIFIK
BRITISH COLUMBIA,
KANADA, UND
ALASKA, USA

177

PAZIFIK
PANAMA, COSTA RICA
UND KOKOS-INSEL

209

PAZIFIK
GALAPAGOSINSELN,
ECUADOR

249

SÜDPAZIFIK
PALAU, MIKRONESIEN,
UND BANDASEE MIT
SÜDOSTMOLUKKEN,
INDONESIEN

289

POLARMEERE
ARKTIS,
ANTARKTISCHE HALBINSEL
UND SÜDGEORGIEN

332

REISEINFORMATIONEN

335

DANK















EINLEITUNG

Zu meinen frühesten Kindheitserinnerungen gehört das Schwimmenlernen im Kinderplanschbecken meiner an der Küste gelegenen südafrikanischen Heimatstadt. Es muss Winter gewesen sein, denn am meisten erinnere ich mich an die Kälte – fröstelnd, schlotterkalt.

Mein Lehrer war ein echter Landesmeister. Seine wettergegerbte Haut war nussbraun, und er trug eine grüne, von der Sonne fast weiß gebleichte Mütze, an die er ein breites Stück Stoff genäht hatte, das seinen Nacken und seine Schultern bedeckte. Seine Lehrmethode hieß Ermutigung, nicht Spott oder Tadel.

»Strampeln, Peter, strampeln«, rief er enthusiastisch, während er rückwärts vor mir herging und das kleine Paddelbrett zog. »Jetzt strecke deinen Kopf nicht zum Atmen hoch, sondern drehe ihn zur Seite. Sehr gut! Und jetzt die andere Seite.«

Er ließ das Paddelbrett los.

»Weiter strampeln, du schaffst das schon alleine.« Er ging weg zum Beckenrand. »Komm weiter. Bis zum Ende. Bravo!«

Ich erinnere mich an seinen wohlmeinenden Blick, als er meinen bibbernden Kopf trocken frottierte. Ihm verdanke ich, dass ich im Meer zu Hause bin und in zwei parallelen Universen lebe: Festland und Wasser.

Etwa 70 Prozent der Erdoberfläche bestehen aus Wasser, und 97 Prozent davon sind Ozeane. An der Wasserkante drängen sich Emotionen auf: Gelassenheit, wenn das Meer ruhig ist; Aufregung und Beklemmung, wenn es rauschend und wild ist; Ehrfurcht und Angst, wenn es stürmisch und zornig ist. Aber so betrachten wir den Ozean nur als eine Facette des Festlands. Sobald wir ihn mit offenen Augen betreten, werden wir in das größte auf unserem Planeten existierende Universum versetzt. Davon sehen wir nur eine Andeutung, wenn etwas seine Oberfläche durchbricht, um kurzzeitig ein Teil des Festlands zu werden, bevor es wieder in der geheimnisvollen Unterwasserwelt verschwindet.

Mit diesem Buch laden wir Sie ein, in diese Welt einzutreten. Während andere Planeten mit Raumschiffen und Teleskopen erforschen oder erreichen möchten, fordern wir Sie auf, sich in jene Welt direkt vor unserer Haustür zu wagen, die uns Jacques-Yves Cousteau erschlossen hat.

An diesem bizarren Ort fliegen Geschöpfe mit glänzender Haut nicht, sie schweben. In diesem Reich jenseits der Zwänge unseres erfahrungsbasierten Denkens tragen Schnecken so kunstvolle, bunte und fantasievoll verzierte Mäntel, dass sie unsere wildesten kindlichen Vorstellungen Lügen strafen. An diesem Ort schaufelt ein Tier, das mehr als zehn Stadtbusse wiegt und ein Herz von der Größe eines Kleinwagens hat, Lebewesen im Format einer Bürokammer zu Zehntausenden auf einmal in sich hinein. Hier entwickelten einige Bewohner aus Sicherheits- oder Tarnungsgründen so durchsichtige Körper, dass man ihr Gehirn und ihr Herz durch die Haut hindurch sehen kann. Anderen wuchsen Anhängsel aus Kopf und Gliedmaßen, damit sie wie Pflanzen völlig mit ihrer Umgebung verschmelzen, in der sie auf der Lauer liegen.

Bei der Arbeit an *Wilder Ozean* stellten wir fest, dass diese unglaubliche, dennoch so reale Fantasiewelt für viele von uns nur am Rand unseres Bewusstseins existiert. Diese Distanz ermöglicht es uns, jene Missstände zu ignorieren oder beiseitezuschieben, die die Ausbeutung durch den Menschen für die Ozeane mit sich bringt.

Kaum jemand dachte in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts an das Gemetzel, das Blutvergießen, das Leid und den Gestank, den das Geschäft mit Walöl für Lampen und Fischbein für Korsetts verursachte, oder gar die Stille, die im Gefolge der Ausbeutung ein Meer erfasste, das einst voller Leben war. An dieser distanzier-ten Haltung hat sich bis heute nichts geändert.

Wer von uns würde Haustieren aus Krill gewonnenes Futter geben, wenn wir beim Öffnen der Packung die Rufe der Wale hören könnten, die verhungern oder sich in den Netzen der riesigen Krillfang- und Fabrikschiffe verfangen, die jetzt in der Antarktis operieren? Wie viele von uns würden Zuchtlachs und Garnelen essen, die mit aus Krill gewonnenem Futter gemästet werden, oder Vitaminpräparate aus Krill-Extrakt einnehmen, wenn wir wüssten, dass wir damit die Grundlage der marinen Nahrungskette auf unserem Planeten zerstören? In der Antarktis sind Pinguine, Seevögel, Robben und Wale auf Krill angewiesen, um zu überleben. Blau- und Finnwale haben sich noch nicht von den verheerenden Folgen der Jagd erholt, und der jährliche Krillfang in der Antarktis übersteigt regional bereits den geschätzten Beutebedarf der Spezies Blauwal. Menschen essen keinen Krill. Sollten wir ihn nicht

dem Leben in unseren Ozeanen überlassen – dem großartigen, vielschichtigen und artenreichen Leben?

Aber das tun wir nicht, weil der reale Ozean aus unserer Sicht nebensächlich ist. Er ist physisch und von unserer Erfahrungswelt weit entfernt und bietet den Machern genug Profit, um Medienkampagnen führen zu können, die ihr Handeln mit inhaltsleeren Floskeln wie »nachhaltig« und »Beifang« beschönigen.

In Südafrika reichten kürzlich Vogelschützer eine Klage gegen die Regierung ein, weil die kommerzielle Entnahme angesichts deutlich abnehmender Fischbestände kaum eingeschränkt wurde, obwohl die pelagischen Fischschwärme so stark dezimiert sind, dass unsere in Afrika einzigartige Pinguinart zu verhungern drohte. Interessanterweise sind es die sichtbaren Pinguine und nicht die unter Wasser unsichtbaren Sardinien, die die Menschen dazu brachten, die Natur zu verteidigen.

Nach lebenslanger Arbeit in der Wildnis kamen wir zu der Überzeugung, dass es nicht die Gesetze, das Rechtswesen oder die Polizei sind, die die Wildnis und ihre Bewohner wirklich schützen. Nur wenn ein Ort und seine Lebewesen von den Menschen verehrt und wertgeschätzt werden, genießen sie wirklich Schonung und Schutz.

Wilder Ozean ist unser Appell an Sie, Ihr Herz für das Meer zu öffnen und mit uns das gesamte Spektrum der atemberaubenden Vielfalt und außergewöhnlichen Schönheit aller Sphären unseres Planeten zu erkunden – denn nur durch Sie werden jene, die seine Großartigkeit missbrauchen und ausbeuten, im Zaum gehalten.

Für uns waren die vier Jahre Feldarbeit für *Wilder Ozean* eine Offenbarung – eine Reise voller Entdeckungen, Ehrfurcht und vor allem Abenteuer. Dies alles muss nicht nur einigen wenigen vorbehalten bleiben. Es ist für uns alle zugänglich. Setzen Sie einfach eine Tauchmaske auf und blicken Sie ins Wasser. Dies wird Ihr Leben um Geschichten bereichern, die Sie nacherzählen und die andere hören wollen.

Wir Naturfotografen werden immer wieder gefragt, ob es nicht klüger wäre, einem Massenpublikum die überaus schönen und ökologisch unversehrten Orte vorzuenthalten, damit nicht genau das, was wir zu erhalten versuchen, durch gesteigerte Bekanntheit und den damit verbundenen Menschenandrang zerstört wird. Mit voller Überzeugung antworten wir immer, dass die Menschen nur durch die Bekanntschaft mit dem Nattern-Plattschwanz oder dem Eisbären beginnen, die von uns vorgestellten Orte wertzuschätzen, und sie vielleicht besuchen, und dass so eine Verbindung entsteht. Es spielt keine Rolle, ob Sie an der Wild Coast mit Delfinen schwimmen, vor dem Ningaloo Reef einem riesigen Wahoo begegnen oder mit Ihrer Kamera frierend an Deck stehen, während ein Wal zwischen riesigen Eisbergen aus der Tiefe auftaucht. Was zählt, ist das persönliche Erleben. So entsteht eine Assoziation, die nicht mehr distanziert und vage, sondern real, lebendig und unmittelbar ist.

Das ist unser Ziel: eine Verbindung herzustellen, aus der Wertschätzung für das Geheimnis und das Wunder unseres Planeten erwächst, sodass Sie, wenn andere versuchen, die Welt einer als ausbeutbar betrachteten Facette zu berauben, Ihre Stimme erheben, um die Stummen und die Orte, an denen sie leben, zu schützen. Kein Regentropfen löst allein eine Flut aus, aber am Beginn einer Flut steht immer ein Regentropfen.

Es bedarf aus unserer Sicht keiner allzu großen Vorstellungskraft, um zu erkennen, dass wir Menschen nicht von allem anderen irdischen Leben isoliert existieren. Soll unser Beitrag zur Erdgeschichte wirklich hauptsächlich aus Missbrauch und Auslöschung bestehen?

Wie ich auf der Reise für dieses Buch in der Bandasee schrieb:

Wir verändern die Erde, die Ozeane, schneller, als jede Art evolutionäre Anpassung vornehmen kann. Wo liegt dann unsere Verantwortung, wenn überhaupt? Bewahren wir, schützen wir? Zwingen wir uns, auf unser unersättliches Nehmen und Überziehen zu verzichten?

Kurz: Entwickeln wir uns im Bewusstsein notwendiger Veränderungen an uns selbst, die eine symbiotische gemeinsame Nutzung unseres Planeten mit allem Leben ermöglichen würden? Oder entwickeln wir uns egoistisch, unter dem Druck des Pragmatismus, um unser eigenes Überleben zu sichern? Nur wenn wir uns wandeln, um uns an die Veränderung der Umwelt anzupassen, kann die Evolution erfolgreich sein.









FÜNF OZEANE





INDISCHER OZEAN

WILD COAST, SÜDAFRIKA, UND DIE KORALLENRIFFE DER SEYCHELLEN

WILD COAST, SÜDAFRIKA

Die Küstenebene mit ihren sanften Hügeln, die von schattigen, steil abfallenden Schluchten durchzogen sind, sieht aus wie ein riesiger Brustkorb. Die grasbewachsenen Hügelkuppen sind von der Sonne gebleicht, die Täler stellen den Kontrast mit dunklem Grün her. Silbriges Wasser schlängelt sich dort, wo es sich seinen Weg zum Meer gebahnt hat, im Sonnenlicht wie ein heller Faden durch die schattigen Sohlen der Schluchten.

Diese durchbrechen die Küste wie Rippen. Die Täler zwischen den Flanken sind zu steil für Straßen; ihre Häufung und Breite machen sie ungeeignet für Brücken. Zum Ozean hin bilden sie Mündungen, die eine stille Zuflucht vor dem Meer bieten, das so wild ist, dass hier nie ein Hafen entstand.

In Südafrika ist diese Küste als Wild Coast bekannt. Ihr Name klingt heute noch genauso romantisch und zutreffend wie in meiner Jugend. Sie lässt sich am besten zu Fuß oder zu Pferd erkunden. Ein kurzer Ausflug von fünf Kilometern entlang der Küste zu Fuß dauert einige Stunden und schließt eventuell das Durchschwimmen einer Flussmündung ein.

Auf Rädern dauert die gleiche Reise einen ganzen Tag. Man schlängelt sich über verschlungene Schotterstraßen ins Landesinnere, bis man das Quellgebiet einer Schlucht erreicht. Die Wild Coast auf- und abwärts zu bezwingen heißt, sich wie eine kleine grüne Raupe wellenartig zu bewegen. Diese Unzugänglichkeit half, den ländlichen und wilden Charakter der Küste zu bewahren. Auch heute noch ist diese Welt weit entfernt von den Annehmlichkeiten des Tempos, mit dem zu reisen wir gewohnt sind, und das wirkt sich auf das Leben selbst aus.

Am ersten Morgen, an dem wir für dieses Buch fotografieren wollten, stand ich auf einer Hügelkuppe und hörte erfreut, wie die Stille von Stimmengewirr durchbrochen wurde. Vor mir im Tal hing ein feiner kühler Nebel in der rosa-violetten Morgendämmerung; seine Ranken reichten bis zum dunklen Meer. In der Ferne krächte ein Hahn mit gebrochener Stimme in den Tag hinein. Die Stille wogte zurück, wie Wellen am Rand eines Tümpels. Es war still und kalt; Spannung und Vorfreude lagen in der Luft. Ich wartete.

Aus den bewaldeten Wänden der tiefen Schlucht erscholl leise der Ruf einer Eule. Die Nacht war vorüber. Und dann erhob sich eine Stimme, nicht laut, aber trällernd, in der Luft. Sie sang eine Frage in den Tag hinein, hielt inne und rief dann erneut. Von der anderen Seite der Schlucht kam eine Antwort, die in der Stille allgegenwärtig klang. So kommunizieren die Menschen an der Wild Coast miteinander: Sie rufen von Bergkuppe zu Bergkuppe – eine verschüttete Erinnerung, die ich nach Jahrzehnten wiederzufinden gehofft hatte.

Ich verließ meinen Aussichtspunkt und schlug einen Fußweg zur Küste ein. Hinter mir wuchsen Rondavels (traditionelle afrikanische Rundhäuser) in Rosa und verblichenem Türkis wie gedrungene Pilze auf den Hügelkuppen. Grashalme spritzten Tau an meine Waden und die Luft duftete nach fruchtbarem Boden.

Ein Angler kam mir auf dem Weg entgegen. Er trug eine lange Brandungsrute über der Schulter, eine geflochtene Tasche an der Seite und schwarze Gummistiefel an den Füßen. Er stapfte mühsam gegen die Steigung an, als ob das Gewicht der Stiefel die Müdigkeit vom nächtlichen Angeln noch verstärkte. Ich blieb stehen.

»Molweni«, begrüßte ich ihn.

»Mholo«, antwortete er mit einem Kopfnicken.

Ich fragte ihn, wie das Angeln war. Er blieb stehen, stellte seine Tasche neben die Füße und ließ die Rute von seiner Schulter gleiten, bis sie sanft im Gras landete.

»Gut«, sagte er und stieß die Tasche mit der Spitze seines Stiefels an.

»Schöner Morgen«, meinte ich, und er blickte sich um, als ob er eine entsprechende Überlegung erst noch anstellen müsste.

»Möchten Sie einen Fisch kaufen?«, fragte er.

Ich warf einen Blick auf seine Tasche aus Grasgeflecht, dann weit hinaus aufs Meer. Unwillkürlich musste ich lächeln. »Ja«, sagte ich nur. Wie sollte ich erklären, wie schön es in dieser seltsamen Welt des ständigen technologischen Wandels war, hier auf Dinge aus meiner fernen Kindheit zu stoßen, die sich nicht verändert hatten.

Ich filetierte den Fisch auf den Felsen am Meer. Ein junges Mädchen im sonnengebleichten Kleid, burgunderrot mit kleinen senfgelben Blüten, sah mir dabei zu. Sie saß in diskretem Abstand, angespannt und großäugig. Ich lächelte sie an, sie fixierte mich. Vermutlich war die Silhouette, die auf den von der Ebbe freigelegten Felsen mit einem flachen Eisen Austern aus den Ritzen klaubte, ihre Mutter.

Ich spülte die Filets in einem Tidebecken ab und nahm den Fisch am Schwanz, um ihn ins Meer zu werfen. Das Mädchen sprang auf. Ich zögerte. Sie war mager, fast so dünn wie der fadenscheinige Stoff ihres Kleides.

»Möchtest du ihn«? Ich erinnerte mich an die Vorliebe der Einheimischen für Fischbrühe. Ich hielt ihr die Karkasse hin. Sie nickte zweimal, knickste, als ich ihr die spärliche Beute in die Hände drückte, drehte sich um und lief leichtfüßig über die tückische Oberfläche der Felsen zu der fernen Silhouette, die sich dunkel von der weißen Brandung abhob.

Später am Morgen saß ich in einem Schlauchboot und beobachtete die Brandung. Zu meinen Füßen lag die kleine Schatztruhe mit der Unterwasser-Kameraausrüstung, die in perforierten Kunststoffbehältern am Boden festgemacht war. Die Wellen hoben sich, brachen sich heftig und rauschten auf unser kleines Boot zu, das im Windschatten des Ufers lag. Als erfahrener Surfer wusste ich, was uns bevorstand. Mein Gaumen wurde trocken, und ich überprüfte noch einmal die Gurte, die meine Ausrüstung sicherten. Ich hakte meine Füße so fest wie möglich in die Schlaufen im Boden, die mich davor bewahren sollten, weggerissen zu werden. Bald würde es nass.

Fast zehn Minuten kreuzte unser erprobter Skipper und Guide Steve Benjamin zwischen den sich in Ufernähe brechenden Wellen und steuerte unseren Bug nur dann in die pulsierenden weißen Wellenberge, wenn deren Kraft verebbt war. Alle Augen waren aufs Meer gerichtet. Durch eine Lücke in den heranrückenden grünen Wänden zwängte uns Steve seewärts, durch die Gischt einiger kleinerer Wellen hindurch. Er ließ die Motoren aufheulen, gerade als sich die letzte große Welle brach. Das schäumende Wasser überragte unsere Köpfe. Es nahm mir die Sicht und zerrte heftig an meinen Sicherungsschlaufen. Als ich wieder etwas sah, nahm ich Steve am Steuer wahr, wie er sich umdrehte, um zu prüfen, ob er Leute oder Ausrüstung verloren hatte. Die Motoren dröhnten mit voller Kraft. Wir rasten auf einen sich aufbäumenden grünen Dämon zu.

Die Welle war gerade halb gebrochen, aber wir waren frei von ihr, als wir vom Kamm wegschossen. Die Motoren jaulten auf. Ich spürte das vertraute Gefühl in meinem Bauch, als wir schwerelos durch die Luft fielen. Unsere Landung war weder weich noch sanft. Das Boot setzte hart auf, mein Körper krümmte sich, presste den Atem aus meinen Lungen, mein Kopf schlug fast gegen meine Knie. Der Schub, als die Motoren wieder einsetzten, riss uns rückwärts, und ich klammerte mich an das Seil in meinen Händen.

Eine weitere Wellenwand bäumte sich uns gegenüber auf, aber sie wuchs noch, und wir glitten langsam über ihren Rücken. Das Wasser, das mir über den Kopf lief, brachte mich zum Blinzeln. Steve grinste mich an.

»Willkommen an der Wild Coast«, rief er.

Dann erreichten wir eine Welt, die ich zwar gesehen hatte, aber nicht kannte: die Tiefsee, beinahe ein eigenes Universum. Wir stießen auf eine Schule von surfenden Großen Tümmlern, 20 oder mehr auf einmal. Beim Anlaufen der großen Wellen Richtung Ufer beschleunigten sie und begannen zu gleiten, wenn die Welle steiler wurde. Es war ein synchroner Tanz, mühelos, anmutig. Sobald sich die Wellen donnernd und schäumend brachen, schossen die Delfine über sie hinweg. Ihr Tempo katapultierte sie

hoch in die Luft, wie eine Salve von Raketen, die aus der blaugrünen Undurchsichtigkeit des Meeres abgefeuert wurden.

Hinter ihnen erhoben sich das Küstenland und die Klippen; grasbewachsene Hügel mit grasenden Rindern; Täler mit Buschwerk, das dicht und grün bis an die Strände heranreichte. Im fernen Landesinneren standen verstreute Hüttensiedlungen und zeichneten sich scharf vor dem Himmel ab. Nur gelegentlich unterbrach eine kleine Siedlung die Küstenlinie.

Im Jahr 1987 putschte sich Bantu Holomisa im von Südafrika formal unabhängigen Homeland Transkei an die Macht. Als Verfechter des Umweltschutzes erließ er ein Gesetz, das jede weitere Erschließung der Küstenregion innerhalb eines Kilometers landeinwärts von der Küste verbot. Es ist auch heute noch in Kraft und die Wild Coast hat sich dadurch zu einem der Kronjuwelen der südafrikanischen Küstenschutzgebiete entwickelt. Nur die Tiefsee wurde nicht geschützt – ihre Stunde sollte erst noch kommen.

Während wir mit langsamer Fahrt nach Norden die Küste entlang trieben und mit den surfenden Delfinen Schritt hielten, behielt Steve den Horizont im Blick. Er hielt Ausschau nach etwas, das er »Popcorn« nannte: Schwärme von Basstölpeln, die nach Sardinenschwärmen tauchen. Seine Beschreibung traf zu. Aus der Ferne sah man nur die speerförmigen Vögel, die sich von weit oben in den Ozean stürzten, wie ein Regen von Pfeilen. Sie tauchten tief nach ihrer Beute und kamen in einem schaumigen Schwall wieder an die Oberfläche, bevor sie wieder abhoben.

»Popcorn« meint einen sich zusammenballenden Sardinenschwarm, der von Raubfischen an die Oberfläche getrieben wurde. Auf der Südhalbkugel gibt es im Winter jedes Jahr eine Anomalie der Küstenströmungen. Die kalte Strömung, die normalerweise von der Antarktis kommend die Westküste Afrikas passiert, wird nach Osten umgelenkt. Das kalte nährstoffreiche Wasser bringt Sardinenschwärme mit sich, in manchen Jahren Milliarden von Individuen in kilometerlangen und -breiten Schwärmen. Dieser Vorgang ist hier als Sardinienwanderung bekannt und gilt als eine der bedeutendsten Tiermigrationen der Welt. Sie zieht Tausende von Raubfischen an; wenn die Sardinien an die Küste getrieben werden, beschert sie den Küstengemeinden eine noch nie dagewesene Fülle. Wir wollten die Raubfische fotografieren.

»Delfine!«, rief Steve. Verwirrt wandte ich mich ihm zu – die beobachteten wir doch bereits. Ich folgte seinem Blick von der Küste weg auf das Meer hinaus und spürte, wie sich meine Arm- und Nackenhaare sträubten. Der Horizont hatte sich in einen brodelnden Kessel verwandelt; der Ozean wurde von einer großen Delfinherde aufgewühlt, die weder Anfang noch Ende erkennen ließ. Wir drehten vom Ufer ab und fuhren tiefer ins Blau hinein, fast mit Vollgas, um sie endlich zu überholen.

Es waren Gemeine Delfine (ein etwas liebloser Name für so einzigartig schöne Geschöpfe), Tausende von Individuen. Jede Beute auf ihrem Weg hätte sich ausgenommen wie ein Kinderdreirad gegenüber einem heranrasenden Güterzug. Steve überholte und setzte Beverly und mich im Wasser ab.

Ich wartete gespannt und war froh, dass ich größer war als eine Sardine. Nach dem großen Crescendo an der Oberfläche war es unter Wasser erstaunlich ruhig. Der Ozean verschleierte sich in undurchsichtigem Türkis, die Sonnenstrahlen sammelten sich wie spitze Klingen an einem einzigen Punkt unter mir in der Tiefe.

Ungeachtet des tierischen Getümmels nahe der Oberfläche gab es unter Wasser noch mehr davon. Ich war überrascht, wie gemächlich und doch schnell der größte Teil der Herde vorbeizog, ohne uns zu bemerken. Einige wichen ein wenig zurück, andere legten sich unter uns auf die Seite, um uns besser sehen zu können. Manche kamen beängstigend nah, bis mir klar wurde, dass sie einfach nur versuchten, ein genaueres Bild von mir zu bekommen, indem sie ihr einzigartiges Echolot nutzten, ihre Melone, die Ausbuchtung auf ihrer Stirn. Es war meine erste Erfahrung mit jener »Fluchtdistanz«, die die Tiere als ausreichend betrachten, um unter Wasser zu entkommen. An Land wird sie in Dutzenden oder gar Hunderten von Metern gemessen. Unter Wasser besteht sie in Bruchteilen eines Meters.

Noch nie waren mir wilde Tiere so nahe gekommen, noch dazu so viele, aber in weniger als fünf Minuten waren sie wieder weg. Steve teilte unsere Freude, er lachte; unsere Augen leuchteten vor Begeisterung, als wir wieder ins Boot stiegen. Wir rasten um den Schwarm herum und wiederholten das Ganze.

Luphathana, Wild Coast, Südafrika

Nachhaltige Entnahme ist eines der Kennzeichen der Wild Coast. Eine Frau hält eine kleine Schale mit Austern, die sie bei Ebbe mit einer Machete aus den Felsen herausgestemmt hat.



Wie weit reicht wohl die menschliche Beharrlichkeit? Sie ist bei jedem von uns anders, aber es gibt sie. Als wir wieder den Delfinen hinterher-rasten, kauerte ich mit gespreizten Beinen im Boot und lehnte mich mit zurückgelegtem Kopf an den Schwimmkörper. Meine Augen hielt ich wegen der grellen Sonne geschlossen, aber durch den Spalt zwischen meinen Augenlidern sah ich Hunderte von Delfinen. Meine Arme hingen schlaff zur Seite und mein Körper genoss die Erholung von der extremen körperlichen Anstrengung, als Steve »Popcorn« rief.

Ich sprang auf und zog hektisch Maske und Flossen an. Basstölpel stürzten sich wie Speere aus großer Höhe ins Meer. Sobald die Motoren im Leerlauf waren, glitten Beverly und ich ins Wasser und schwammen zum Zentrum des Geschehens, etwa 25 Meter entfernt, in der Hoffnung, nicht von oben aufgespießt zu werden.

Haie – zehn oder zwölf tummelten sich in einem Wirbel rasender Aktivität um einen kleinen Sardinenschwarm. Sie stürzten sich mit aufgerissemem Maul auf die sich windende, kreisende Masse kleiner Fische, die sich so synchron bewegten, als ob sie eins wären. Ich zögerte. Als erfahrener Surfer verlässt man das Wasser, wenn Haie in der Nähe sind. Diese Tiere waren eindeutig erregt; sie vergaßen ihre übliche Zurückhaltung, als sie wild um sich schlagend am Festmahl teilnahmen.

Mein Herz schlug mir bis zum Hals, als mich etwas Großes von hinten packte und vorwärts schob. Steve! Den ganzen Tag über hatte er mir gesagt, ich solle »näher ran«. Haie zogen an mir vorüber, kamen und verschwanden aus meinem Blickfeld, als ob ich von zustoßenden Schlangen umgeben wäre. Es kostete mich echt Überwindung, meinen Blick vom Spektakel abzuwenden und ihn auf den Kamerasucher zu richten.

Etwa eine Minute später war alles vorüber. Ein paar winzige silberne Fischschuppen trieben wie Konfetti im Sonnenlicht, die Haie kreisten immer weiter und tiefer, bis sie vom Blau verschluckt wurden. Ein paar Basstölpel, die auf der Oberfläche paddelten, tauchten ab und zu ihre großen runden Augen ins Wasser, als ob sie uns verdächtigten, ihnen etwas zu verheimlichen.

Als wir an diesem Abend an der Schwelle zur Dämmerung an Land gingen, bot die Frau, die ich in der Morgendämmerung gesehen hatte, uns frische Austern zu unserem Abendessen an. Das Mädchen im verblichenen burgunderroten Kleid fixierte uns mit der gleichen vorsichtigen, aber unverhohlenen Neugier wie bei Tagesbeginn.

Als wir den steilen Hang vom Strand zu unserer Unterkunft hinaufkletterten, bog ich seitlich ab und folgte einer Viehtrift, bis ich freien Blick auf die Küste im Norden hatte. Dort setzte ich mich hin und gab mir Zeit, den Tag zu verdauen. Seltsamerweise dachte ich nach all dem in den vergangenen Stunden Erlebten besonders an das kleine Mädchen. Alles hier war unberührt, unverfälscht; der Reichtum des Meeres und der Küste kam daher, dass die Menschen hier Teil des Lands waren, nicht bloß seine

Bewohner. Sie lebten von den Gezeiten und den Regenfällen. Ich kenne die Wild Coast mehr als 40 Jahre; in dieser Zeit ernteten sie, was das Meer hergab, und zwar so, dass es für den Lebensunterhalt ausreichte, ohne Profitgier. Das unveränderte Land ist ein Refugium außerordentlicher Schönheit und unberührter Natur, fast einzigartig in einer Welt, in der Spekulation nach allem giert, was an unberührter und nicht völlig unwirtlicher Küstenlinie noch übrig ist.

Ich blicke aufs Meer hinaus und zugleich nach innen. Es ist die Landschaft, an die wir die Unveränderlichkeit unserer Existenz knüpfen. Hier liegen unsere kulturellen Wurzeln, aus ihr erwächst unsere Identität. Hierher kehren wir zurück, wenn wir uns verirrt und verwirrt fühlen. Hier sind wir unter unsersgleichen und fühlen uns nicht mehr allein. Damals wurde mir klar, welch schwerwiegende Fehleinschätzung es ist, ein Land und seine Menschen abzulehnen, nur weil sie anders sind als wir selbst, weil wir uns unbewusst als weltläufiger, erfahrener und daher fähiger und begabter betrachten.

Während ich meinen Kopf in die Hände stützte, spürte ich diesem Gedanken nach, um seine Konsequenz ehrlich zu überdenken. Die Antwort lieferte das magere Mädchen im verblichenen, fadenscheinigen burgunderroten Kleid. Ihr Mut überwand ihre Scheu und ihre Angst. Sie wich nicht vom Fleck, sie ließ sich weder einschüchtern noch durch die Umstände kleinkriegen; in der Gewissheit, dass dies ihr Platz war, bekam sie, was sie wollte. Sie wirkte auf mich wie eine Kämpferin.

In Afrika haben Kämpfernaturen Tradition. Ich erinnere mich an die wenigen kämpferischen Zeitgenossen hier in der Transkei: Bantu Holomisa; die Umweltaktivisten Sinogugu Zukulu und Nonhle Mbuthuma, die 2024 den Goldman Environmental Prize erhielten, weil sie den Stopp der Öl- und Gasexploration an der Wild Coast erzwangen; der Fotograf und Forscher John Costello; Div de Villiers, Naturschutzbeauftragter und Vorkämpfer für die Wild Coast; der Anwalt und Autor Tembeka Ngcukaitobi; und natürlich Nelson Mandela. Alle wuchsen in dieser Region auf. Alle wurden aufgrund ihrer Herkunft von ihren Gegnern unterschätzt. Diese Menschen triumphierten in lokalen Scharmützeln um die Erschließung der Küste, gegen den massiven Druck der Minenkonzerne, schließlich über globale Ölmultis und die sture verbrecherische Apartheid.

Ich blickte auf zum inzwischen sternbesäten Himmel. Afrika ist meine Heimat, aber ich bin auch ein Wassermensch, der das Meer liebt. Ich erkannte, wie diese simple Beziehung mich unmittelbar in einer großen und vielfältigen Gemeinschaft verankerte, die keine Grenzen kennt und Teil fast aller Kulturen ist. Während die Wellen an die unsichtbaren Felsen unter mir schlugen, stand ich auf und machte meine ersten Schritte in der Erkenntnis, dass ich ein Kämpfer des Meeres bin, und schöpfte Trost aus der Tatsache, dass die Liebe zu einem Ort und der Glaube daran seit jeher die Verbündeten des Siegers sind.

DIE KORALLENRIFFE DER SEYCHELLEN

Um 2:37 Uhr ist es stockdunkel. Die dünne silberne Sichel des zunehmenden Monds ist längst verblasst; Lichter gibt es hier keine. Wir sind so weit von jeder menschlichen Ansiedlung entfernt, wie es auf diesem Planeten nur möglich ist. Das Sternenlicht legt sich aufs Wasser wie ein Schwung heller Regentropfen über einen dunklen Teich. Die Luft ist gesättigt von der Feuchtigkeit der Tropen. Vor uns hebt sich eine Sichel aus weißem Korallensand vage vom dunklen Horizont ab. Wir suchen nach Schildkrötenspuren.

Astove, eine winzige Koralleninsel, die zu den Outer Islands der Seychellen gehört, ist einer der wenigen Orte der Erde, an dem Grüne Meeresschildkröten vom Menschen ungestört die Eiablage – die anstrengendste

Phase in ihrem Lebenszyklus – abschließen können. In der Regel kommen sie auf dem Höhepunkt der Flut an Land. Das verkürzt den Weg, den sie mit ihren massigen Körpern über den Sand kriechen müssen, um ihre Eier knapp oberhalb der Hochwasserlinie abzulegen. Dabei hinterlassen sie raupenähnliche Spuren im Sand.

Wir finden zunächst zwei davon, eine oben und eine unten am Strand. Wir sind zu spät; die Schildkröte ist ins Meer zurückgekehrt. 50 Meter weiter führt eine dritte Spur den steilen Strand hinauf. Ich kann das Tier hören. Das Aufwirbeln von Sand, ein gelegentliches tiefes Schnaufen während Pausen beim anstrengenden Graben am Rand der dicht wachsenden Curaçao-Sonnenwende.

Als wir zehn Meter von ihr entfernt sitzen, umschwärmt uns eine Legion von Moskitos, deren Summen alles andere übertönt. Kopfnetze, lange, in Handschuhe gesteckte Ärmel und lange, in Socken und Stiefel gesteckte Hosen schützen uns. Gestern Nacht hielten wir es, nur mit einem Abwehrmittel bewaffnet, ein paar Sekunden aus, bevor wir uns wild um uns schlagend zurückziehen mussten.

Eine Viertelstunde lang nähern wir uns behutsam an, die Szenerie mit einem matten roten Licht beleuchtend, ohne die Schildkröte zu blenden. Die Grube, die sie mit ihren Hinterflossen gräbt, ist etwa einen Meter tief. Die Eier kommen im Eiltempo, »plopp, plopp, plopp«, zehn. Pause. »Plopp, plopp, plopp«, 14. Pause, dann noch mehr – weiß, feucht und weichschalig, etwas kleiner als ein kleines Hühnerei.

Die Eier könnte man problemlos stehlen; das Tier würde es wahrscheinlich nicht einmal bemerken. Genauso leicht könnte man es töten und mit mehr als 100 Kilogramm Fleisch als Beute entkommen. Herzlosigkeit und eine Axt reichen. Genau so machte es der Mensch überall auf der Welt: Er nahm den Reichtum der Natur und plünderte ihn. Weil es so einfach war, nahmen wir uns so viel wie möglich, ohne Rücksicht auf die Folgen.

Ich musste an den Maskentöpel denken, den ein einheimischer Führer auf einer anderen Insel im lokalen Dialekt *Fou jenere*, »großzügiger Narr«, genannt hatte. Wir beobachteten eine Schar der Vögel, wie sie in der Abenddämmerung vom Meer zu ihren Nestern zurückkehrten. Eine kreisende Armada von Fregattvögeln wartete auf sie wie geflügelte Piraten. Drei Töpelarten kehrten zu ihren Ruheplätzen zurück – Rotfuß-, Braun- und Maskentöpel –, aber die Fregattvögel verfolgten nur die Letzteren. Sie schnappten mit ihren Schnäbeln nach irgendeiner Extremität – Fuß, Schwanz oder Flügel – und schleuderten die Maskentöpel herum. Beim verzweifelten Versuch, den Angriff abzuwehren, würgt der Töpel einen der zuvor gefangenen Fische wieder hoch. Der Fregattvogel lässt von seinem Opfer ab und schnappt sich in gekrümmter Haltung die Beute, bevor sie ins Wasser fallen kann. Die Braun- und Rotfußtöpel wehrten sich stets, sodass der *Fou jenere* fast ausschließlich im Visier der piratischen Beutejäger stand.

Die Großzügigkeit der Natur uns gegenüber grenzt an Torheit, deshalb fühlen wir uns nicht als Piraten. Wir nehmen und betrachten dies im Lauf der Zeit als unser Recht. Noch in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts wurden mehr als eine Viertelmillion Karettschildkröten getötet, nur wegen der schönen geometrischen Formen ihres Schildpatts, das als Einlagen Kämme oder Schmuckschatullen zierte. Im vorigen Jahrhundert wurden noch Millionen mehr getötet, und es ist nicht bekannt, wie viele Schildkröten als leichte Nahrungsbeute abgeschlachtet oder wie viele Eier weltweit geraubt wurden, bis in einigen Fällen ein Rückgang der Schildkrötenarten um fast 80 Prozent verzeichnet wurde.

Die Seychellen reagierten bereits früh auf den Rückgang der Schildkrötenpopulationen, als sie 1977 den kommerziellen Handel mit ausgestopften oder konservierten Echten Karettschildkröten verboten. Aber erst 1994 waren die Verluste im Archipel so offensichtlich, dass schließlich ein vollständiges Verbot für alle Schildkrötenprodukte, einschließlich Panzer, erlassen wurde.

Auf der anderen Seite des Meeres, ein paar Stunden Bootsfahrt entfernt, erwartete uns eine so seltene natürliche Fülle, dass ich ekstatische Freude, aber ebenso körperlichen Schmerz über alles zwischenzeitlich Verlorene verspürte.

Das kreisförmige flache Cosmoledo-Atoll aus weißem Sand und Korallengestein erhebt sich kronenartig um eine große, flache Lagune. Das Wasser in seinem Inneren leuchtet türkis, während das umgebende Meer ein tiefes Königsblau zeigt. Die Insel wurde bislang nur sporadisch bewohnt und ist noch immer einer der unberührtesten Orte im gesamten Indischen Ozean.

Meeresvögel gibt es im Überfluss. Töpel nisten auf jedem mindestens hüfthohen Strauch. Mangels Gewöhnung an Menschen haben sie keine

Angst. Man muss am Ufer nur einen Arm ausstrecken, dann wird früher oder später ein Töpel darauf landen. Am Mangrovensaum der inneren Lagune patrouillieren drei Meter lange Tigerhaie auf der Jagd nach Schildkröten, Rochen und Schnappern. Über und unter Wasser strotzt die Lagune von Leben.

Es war die Klangkulisse, die uns auf diese Lebensfülle aufmerksam machte. Bei Anbruch der tropischen Dämmerung schien lautes Vogelgeschnatter auf dem Cosmoledo-Atoll allgegenwärtig zu sein. Wir suchten den Himmel ab, fanden aber nichts, was uns einen Hinweis auf die Geräuschquelle gab.

Während der folgenden Tage wurde das mysteriöse abendliche Geräusch immer lauter. Sein Ursprung blieb uns nach wie vor verborgen. Am nächsten Abend blickten wir angestrengt in den leuchtend orangefarbenen Sonnenuntergang und sahen ein dichtes Geflatter von weit entfernten Seeschwalben, die über dem Horizont eine flache schwebende Wolke bildeten.

Am nächsten Tag hatte sich ihre Zahl verzehnfacht, dergestalt, dass sich am späten Nachmittag ständig wechselnde Wolkengebilde formten. Mit Einbruch der Dunkelheit näherten sich die Vögel der Insel immer mehr, bis wir sie in der Dunkelheit über uns hörten, wie Tausende nasse, auf Glasflächen quietschende Schwämme.

Wir schliefen unruhig, gespannt auf die Morgendämmerung, wachten aber bei Stille und unter leerem Himmel auf. Am frühen Nachmittag hörten wir zuerst ein Rinsal, bald eine so große Flut, als hätte Noah die gesamte Vogelschar aus der Arche freigelassen. In der Abenddämmerung waren sie überall, der Himmel war ein verschwommenes Konfetti aus Flügeln.

Es handelte sich um Rußseeschwalben, die auf dem offenen Meer Fische jagen und sogar im Flug schlafen können. Sie kommen nur zum Brüten an Land und bilden dann Kolonien und Schwärme aus Hunderttausenden von Individuen. Da die Vögel auf nacktem ungeschütztem Boden nisten, benötigen sie Inseln, auf denen sie nicht gestört oder bejagt werden.

Soweit bekannt, gab es auf den Seychellen Rußseeschwalben lange Zeit in Hülle und Fülle. Die Menschen nutzten die Großzügigkeit der Natur zunächst als alternative Eiweißquelle und später, als sie die lukrative Seite erkannten, als florierendes internationales Geschäft. Ende des 20. Jahrhunderts wurden auf den Seychellen vermutlich sieben Millionen Eier jährlich geraubt, von denen etwa zwei Millionen in die Karibik exportiert wurden.

Doch die Natur ist nicht unerschöpflich und die Zahl der Rußseeschwalben fiel. Die Vögel verließen schließlich ihre traditionellen Brutgebiete, bis im westlichen Indischen Ozean 14 Kolonien ausstarben und acht weitere einen deutlichen Rückgang verzeichneten. Eine Erhebung der Regierung 2021 ergab, dass die Population auf African Banks, einem der nördlichsten Atolle des Archipels, von 43 300 Brutpaaren 1995 um fast 94 Prozent auf nur noch 2661 Brutpaare zurückgegangen war. 2022 verbot die Regierung das Sammeln von Eiern vollständig. Bei Redaktionsschluss war dieses Verbot noch in Kraft.

Während unserer letzten beiden Tage auf dem Cosmoledo-Atoll verbrachten wir jeden Nachmittag in einem surrenden, schwirrenden, quietschenden Strudel des Lebens. Obwohl wir die meiste Zeit unseres Lebens in der Wildnis lebten, fühlte sich der Überfluss extrem an, als wäre der Kelch mit Lebenselixier bis zum Überfließen gefüllt.

Als wir in der letzten Nacht vorsichtig den bogenförmigen Strand der inneren Lagune entlang stapften, fragte mich Beverly kopfschüttelnd: »Warum sollte jemand das ruinieren wollen?«

Beim Nachdenken kam keine bündige Antwort heraus, aber sie musste einen Dreh- und Angelpunkt haben. Es ist wohl so: Aus menschlicher Sicht gibt es letztlich nur zwei verschiedene Gruppen von Menschen mit unterschiedlichen Ansichten über die Natur und ihren Reichtum. Was die einen der großzügigen Natur entnehmen wollen, ist der Profit, für die anderen ist es die Freude.



S. 24–25
Hole-in-the-Wall, Mpako-Flussmündung,
Transkei, Südafrika



S. 26–27
Cathedral Rock, Wild Coast, Südafrika



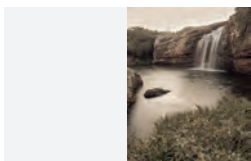
S. 28–29
Stürmische Brandung, Lumphathana,
Wild Coast, Südafrika



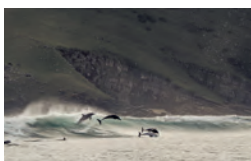
S. 30–31
Ein Buckelwal springt aus dem Wasser,
Wild Coast, Südafrika



S. 32
Schule von Großen Tümmlern,
Wild Coast, Südafrika



S. 33
Strandloper Falls am Fluss Mkambati,
Wild Coast, Südafrika



S. 34–35
Eine Schule von Großen Tümmlern spielt
in der Brandung, Wild Coast, Südafrika



S. 36–37
Eine Kapscharbe jagt einen Sardinenschwarm,
Wild Coast, Südafrika



S. 38
Ein Paar Gemeiner Delfine jagt einen
Schwarm Sardinen, Wild Coast, Südafrika



S. 39
Ansammlung von Großen Schwarzsippenhaien,
Wild Coast, Südafrika



S. 40–41
Gemeine Delfine sammeln sich während der
Sardinenwanderung zu Schulen von Tausenden
Individuen, Wild Coast, Südafrika



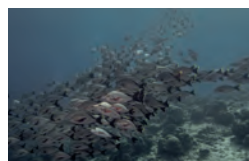
S. 42–43
Rinder am Strand, Wild Coast, Südafrika



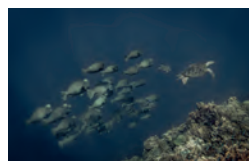
S. 44–45
Reiherläufer, Saint-François-Atoll, Seychellen



S. 46–47
Rußseeschwalben, Cosmoledo-Atoll, Seychellen



S. 48–49
Schule von Buckel-Schnappern,
Bijoutier, Seychellen



S. 50–51
Büffelkopf-Papageifische und Grüne
Meeresschildkröten, Astove-Atoll, Seychellen



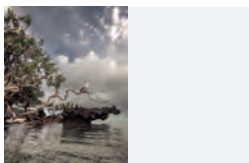
S. 52
Gestreifter Marlin, Alphonse, Seychellen



S. 53
Bullenhaie, Alphonse, Seychellen



S. 54–55
Mantarochen, Saint-François-Atoll, Seychellen



S. 56
Rotfußstölpel, Cosmoledo-Atoll, Seychellen



S. 57
Feenseeschwalbe mit Fisch,
Cosmoledo-Atoll, Seychellen



S. 58–59
Mangroven-Peitschenschwanz-Rochen,
Alphonse, Seychellen



S. 60–61
Eine Grüne Meeresschildkröte gräbt ihr Nest,
Astove-Atoll, Seychellen



S. 62–63
Rußseeschwalben, Cosmoledo-Atoll, Seychellen







